

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Hätte der Kardinal von allen diesen Vorgängen gewußt, er hätte zweifellos nicht so nachdrücklich, wie er es in Wirklichkeit tat, die Auswechslung Jans betrieben. Allerdings muß man zugeben, daß dies nicht durchaus Jan zuliebe geschah. Denn in Dreifach war Herzog Bernhard von Weimar an einer Wunde gestorben, und der einzige General von einigem Rang, den Schweden und damit Richelieu noch hatte, war Horn. Aber Horn saß in München fest. Um ihn zu bekommen, mußte man eben den Werth hergeben, was man nun auch tun wollte. Indessen wollte nun Maximilian den Horn nicht ausliefern, damit die schwedische Sache nicht wieder in Fluß käme. Daher mußte Richelieu mit wortreichen und vieldeutigen Versprechungen den Kurfürsten bearbeiten, so daß dieser glauben konnte, Horn würde fortan nicht mehr gegen Bayern sechten.

Inzwischen lebte Jan ganz in der Aufregung seiner Liebe. Und seltsam, mit seinem Wesen schien sich auch sein Aeußeres zu verändern. Er strahlte förmlich Sonne aus, ging gravitatisch einher, und die Wäscherinnen in Vincennes konnten kaum so viele Spitzenmanschetten sauber halten, wie Jan brauchte. Als er an einem gewissen Abend zu Pferde stieg, bewunderte Herr de la Meilleraye seinen Anzug aus bronzefarbenem Seidensamt, mit Goldstickereien, seinen ungeheuren, silbergrauen Hut, an dem eine Diamantagraffe drei dunkelblaue Straußenfedern hielt, und seine glänzenden, braunen Stiefeln, an denen eine Stulpe kokett herunterhing.

„Ihr seht aus, als wenn Ihr zur Hochzeit rittet,“ sagte lachend Meilleraye.

Jan lächelte vieldeutig und setzte sich umständlich im Sattel zurecht.

„Wann seid Ihr zurück, Herr von Werth?“

„Noch vor Mitternacht. Und sagt dem Koch, daß er zu dieser Zeit ein nettes, königliches Mahl für vier Personen bereit hält!“

Wenig später als Jan ritt José Maria fort. Sie trafen auf einer winzigen Pflanzung im Walde von La Cloche wieder zusammen.

„Ist alles bereit, José Maria?“

„Ja, alles, wie verabredet.“

Man hörte die Turmuhren von Corbeil acht Uhr schlagen.

„Mit Gott,“ sagte der Abbé, gab Jan die Hand und ritt im Schritt los. Er war nicht zehn Minuten unterwegs, als er auf dem Wiesenwege von fern drei Reiter sah. Er ritt langsam weiter und las dabei sein Brevier: den Bügel-

riemen hatte er über den Hals des Gauls gelegt. Er war den Umständen nach andächtig bei seinem Gebet, denn er blickte nicht einmal auf, als er an Marie-Anne vorbeikam. Der in dreißig Schritt Entfernung eine Dame mit einem Kavaliere folgte. Er sagte nur bestimmt und leise:

„Reitet ruhig weiter.“

Und da er im Gebet sowieso die Lippen bewegte, würde der kurze Vorgang selbst von einem Lauscher nicht bemerkt worden sein. So kam er an die Begleiter Marie-Annes. Und plötzlich machte sein Gaul einen Seitensprung, bäumte sich und jagte, mit den Hinterbeinen ausschlagend, davon. José Maria lag stöhnend am Boden.

„Heiliger Gott!“ rief die Dame, die ein wenig angefahren und wie alle diese Damen sehr fromm war. „Ehrwürdiger Herr, seid Ihr verletzt?“

José Maria stöhnte nur, versuchte, sich zu erheben, fiel aber wieder zurück. Der Kavaliere sprang vom Pferde und beugte sich über den Abbé.

„Sprecht, ehrwürdiger Herr — seid Ihr verletzt?“

„Es scheint in der Tat so. Der wehende Schleier der Dame muß mein armes Pferd scheu gemacht haben. Oh —!“

Die Dame neigte sich über den Hals ihres Kleppers.

„Also bin ich die unschuldige Ursache Eures Unglücks? Ich stehe Euch an, Herr Novilles — reitet zurück und holt Hilfe!“

„Aber bedenkt — Frau de Jussac!“

„Reitet, um Gottes willen! Ich rufe sie zurück. Vergebst einen Augenblick, ehrwürdiger Herr!“

Und sie ritt im Trabe den Weg weiter, indessen der Kavaliere nach dem Schloß zurückgaloppierte.

Sie rief:

„Marie-Anne! Kind!“

Aber als sie an die Büsche kam, sah sie in der Ferne Marie-Anne neben einem Fremden reiten, was die Pferde hergaben. Da schrie sie auf und ritt zurück. Aber seltsam: der geistliche Herr war verschwunden. Sie begann zu lamentieren, bei ihrem mißtönenden Geschrei bockte ihr Gaul, und sie hatte Mühe, ihm einen widerspenstigen Galopp abzuwingen.

Marie-Anne war ruhig weitergeritten und hatte getan, als wenn sie von dem Vorgang mit José Maria nichts gemerkt hätte. Als sie in das Gebüsch kam, ritt Jan auf den Weg, rief: „Los“, und die Gaulen jagten davon.

Sie galoppierten durch den Wald, ohne sich umzusehen, dann in die Dorfstraße von La Cloche und hielten vor der winzigen Kirche. Ein Bauer nahm ihnen die Pferde ab; sie traten ein. Vor dem Altar standen ein unbekannter Geistlicher und zwei ebenfalls unbekannte Männer.

„Ich bin Werth. Macht schnell, ich bitte Euch,“ sagte Jan.

Und nach zwei Minuten legte er einen schweren Lederbeutel in die Hand des Geistlichen, denn die Ehe Jans mit Marie-Anne war geschlossen.

Sie ritten in der beginnenden Dunkelheit eng umschlungen nach Paris zu. Sie waren sorglos und glücklich: Was konnte ihnen nun geschehen? Als sie gegen Mitternacht in Vincennes ankamen, sagte Jan lachend zu Reilleraye:

„Ihr hattet wirklich recht, als Ihr meintet, ich ritte zur Hochzeit. Und dies ist mein Weib. Bis ich den König um eine neue Wohnung gebeten habe, will sie mein Gefängnis mit mir teilen. Ist der Abbé zurück?“

„Eben angekommen.“

Der Kommandant half Marie-Anne aus dem Sattel. Jan lachte.

„Ich erzähl' Euch den Scherz. Denn ich darf doch hoffen, daß Ihr die Einladung, mit uns zu speisen, annehmt?“

Und sie hielten zu viert königliche Tafel, und Jan machte mit Reilleraye Bräderschaft, und Marie-Anne drückte unzähligemal José Maria die Hand. —

Freilich war die zweite Hochzeitsnacht Jans nicht weniger ungestört als seine erste. Denn noch lange vorm Morgengrauen erschienen Soldaten vor dem Schloß und verlangten die Herausgabe der Frau de Jussac. Reilleraye lachte sie aus. Man sagte ihm, daß man bestimmt wisse, die Dame sei im Schlosse.

„Schert euch zu allen Teufeln,“ rief er, „die Dame, die im Schlosse ist, heißt Frau von Werth.“

Aber die Soldaten lagerten sich unter vielem Lärm, und sie lagerten noch, als der Tag anbrach. Sie begnügten sich damit, einfach da zu sein, und hatten im übrigen weitere Befehle des Kardinals eingeholt. Am Nachmittag forderte Richelieu Jan auf, zu ihm zu kommen, und Jan machte sich fertig, denn er glaubte, daß ihm nichts geschehen könnte.

„Bleib hier,“ sagte er zu Marie-Anne. „Vor Abend bin ich wieder zurück.“

„Hierbleiben? Nein, ich geh' mit. Wenn du bei mir bist, habe ich Mut wie ein Wachtmeister. Also reiten wir.“

„Reiten?“ sagte Jan und nahm sie in den Arm. „Die Karosse soll angepannt werden?“

„Jan! Jan! Eines Reiters Weib, und soll gefahren werden?“

„Wenn' dich gar nicht so? Was ist in dich gefahren?“

„Das Leben, Jan!“

Als sie zum Kardinal kamen, sah er böse aus. Jan sagte resolut:

„Da sind wir gleich beide, Eminenz.“

Und als Richelieu ihre lebensprühenden, hellen Gesichter sah, diese beiden Menschen, die dicht und fest beieinander standen, schwieg er lange. Endlich zog ein Lächeln über seine Züge. Er drohte Jan mit dem Finger.

„Werth! Teufelswerth! Ich konzedier' — Ihr habt die Partie gewonnen! Aber Ihr bürgt mir für Eure Gemahlin fortan!“

„Mit meinem Leben, Eminenz!“

„Aber die Sache hätte böss auslaufen können, Werth. Die von Corbeil hätten Euch fangen können, ehe Ihr in Vincennes wart!“

„Fangen? Ich hatte den Degen mit.“

„So, so. Und wenn einer meiner Leute zu Schaden gekommen wäre?“

„Ich würde schnurstracks zu Euer Eminenz gegangen sein: Die Kerls haben mein ehelich Weib antasten wollen. Und ich bin gewiß, daß Ihr gesagt hättet: Ihr tattet recht, Euer Weib zu schützen.“

„Meint Ihr? Ich finde, Ihr spielt ein wenig mit mir? Laßt, laßt, Ihr wißt, ich bin Euch gegenüber schwach. — Aber hört, Eure Affäre geht zu Ende. Ihr habt einen vorzüglichen Anwalt bei dem Kurfürsten gewonnen, den jungen Kaiser von Oesterreich, Ferdinand den Dritten. Der setzt dem Mar wacker zu, Horn herauszugeben — und ich denke, mit Erfolg.“

Jan mußte an sich halten, um nicht laut zu jubeln. Aber seine Stimme zitterte vor Glück, als er sagte:

„Sieh da, der junge Kaiser! Habe mich also nicht in ihm getäuscht!“

„Bevor Ihr reist, sehe ich Euch noch — Euch und Euer Gemahl. Aber Ihr müßt mir jetzt schon versprechen, später ein wenig an mich zu denken. Wollt Ihr?“

„Ja,“ sagten beide wie aus einem Munde, denn im Glück vergißt man leicht alles Leid, das einem angetan ward. Am 24. März 1642 kam auf der Brücke von Dumbingen bei Breilach die Auswechslung zustande, nachdem Jan und Marie-Anne von der gefangenen Königin-Mutter Marie

in Saint-Germain in Ergriffenheit und von Paris mit lauten Feierlichkeiten Abschied genommen hatten. Mitten auf der Brücke trafen Horn und Werth mit ihren beiden Gefolgen zusammen, sie sprangen vom Pferd und umarmten sich, nach guter, alter Kriegersitte. Dann bliesen endlich wieder einmal deutsche Trompeten zum Auffigen, und Jan und Marie-Anne atmeten wieder deutsche Luft.

### 13. Kapitel.

#### Am Scheidewege.

Auch José Maria atmete wieder deutsche Luft. Als Marie-Anne ihn aus ihrem Vermögen freigekauft hatte, war der Abbé von diesem Beweis der Freundschaft sehr gerührt. Ueberhaupt verband ihn mit Jans Weib ein starkes Band der Zuneigung; er wünschte sich nichts, als in ihrer Nähe sein Leben verbringen zu können, und da er fühlte, daß das unruhige Leben Jans ihn allmählich weniger anzog, nicht zum wenigsten, da Gelegenheit zu vertraulichen Gesprächen in den Kriegsläufen sich selten fand, so hatte er heimlich davon geträumt, daß er fortan im Hause Marie-Annes oder in ihrer Nähe, in irgendeiner vom Kriege schwer erreichbaren Stadt, leben könne. Aber er mußte sehen, daß Jans Weib wenig Neigung zeigte, ruhig im Frieden ihres Hauses von den Gefahren und Siegen ihres Gemahls zu träumen. Es schien, als wenn sie lange Jahre ein starkes, lachendes Leben in sich niedergezwungen hätte, das sich nun in einem prächtigen Mut entlud. Sie bestand darauf, Jan zu folgen, wohin es auch immer sei. Und José Maria sah einen holden Traum verblasen und schwinden, und er verstand sich, schmerzlich lächelnd, dazu, das alte Leben der Unruhe wieder aufzunehmen.

Denn sie ritt mit, an der Seite Jans, zum Jubel der Soldaten, rittlings im Sattel, wie eine Amazone. Die Woge des Krieges schwenkte sie von Bayern nach Böhmen, von Sachsen an den Rhein, nach Köln, Niedersachsen, über Ströme und Bäche, durch verbrannte Fluren und schwarze Wälder. Sie schlief in Zelten und in Schlössern, in Schenken und unter dem Dache des gestirnten Himmels, immer mutig und frisch, heiter und stolz. Sie sah die Flammen brennender Feindeslager, die ihr Jan überfiel, atmete den Pulverdampf der Schlacht, der ihn umwölkte, und grüßte die Kugeln wie Freunde, die um sie kraftlos niederfielen, nachdem sie in ihrer saukenden Wacht ihren Jan verschont. Sie empfing ihren Jan mit dem Rausche der Küsse und Umarmungen, wenn er ins Lager kam, versengt und geschwärtzt, das Glück des Sieges auf der geröteten Stirn, und Jan ritt am Morgen nie aus, ohne daß ihr Mund dem stampfenden Pferd einen Segenswunsch in das Ohr geflüstert hätte.

Es war kein Wunder, daß Jan behauptete, jetzt doppelt zu leben. Baderbombenundstöh! Und er schwor José Maria, daß er nie so gute Pläne gemacht habe, wie in den Armen seines Weibes. Sie war der Genius des Sieges für das ganze Heer; die verrohten Veteranen wie die großmäuligen Neulinge schwuren bei „Frau Jan“, und wenn sie etwas befonders Süßes und Nettes erbeutet hatten, brachten sie es (sofern es nicht gar zu kostbar war, selbstverständlich) Frau Jan, und der ärgste Sündenlummel errödete wie ein Kind, wenn sie ihm zum Dank lachend einen wohlwollenden Schlag auf den verstruppigen Kopf gab. Als bei Janfau, wo der Schwede Torstenson den kaiserlichen böse zusetzte, Marie-Anne ins Getümmel kam und so drei baumlange Schweden ihre Lagen schon nach Frau Jan austredten, befreite sie ein Trupp Reiter, die in ihrer Wut wie wilde Tiere heulten und die Schweden zerhaakten, daß an ihren Leichen nichts Menschliches mehr war.

(Fortsetzung folgt.)

### Feldpost.

Skizze von Hedda von Schmid.

Seit jener Stunde, in welcher die beiden Schulter an Schulter im Bajonettkampf mit dem Feinde gestanden hatten, seit jener heißen, furchtbaren, aber unvergesslich liebreichen Stunde, waren sie doppelt so sehr als vorher getreue Waffenbrüder: der junge Gymnasial-Obertelebrer, der seinen friedlichen Beruf stolz und freudig mit dem ungewohnten Kriegshandwerk vertauscht hatte, und der Schlosser, ein Hamburger Kind, ein junger Hüne, der dreisüßig wie kein zweiter in der Kompagnie.

Doktor Trewing war in Dufum zu Hause. „Wir sind ja Nachbarn“, hatte er seinem Nebenmann gesagt. Die Liebe zur

Nordsee sah ihnen beiden im Blut. Nun marschierten sie über Frankreichs Gefilde. Ihnen zur Seite schritt der Sieg.

Wenn das lautmächtige Singen sich unterwegs von Kolonne zu Kolonne fortplanzte, dann stimmte der blonde Hamburger, Fritz Steffens, mit seinem kräftigen Bass immer zuerst an, und der dunkelhaarige, schlanke, garstigebaute Doktor Drevling, der neben ihm Schritt hielt, fiel dann summend ein. Wie zuversichtlich, wie froh das klang!

In der Heimat — in der Heimat,

Da gibt's ein Wiedersehen . . .

Ja, die Heimat! Wenn Doktor Drevling seine Augen schloß, dann träumte er sich mit wachen Sinnen gedankenschnell in seine geliebte Vaterstadt zurück — dann stand sein Elternhaus vor seinem inneren Blick. Am Fenster im Lehnstuhl mit dem verblühenen Bezug aus geblühtem Damast sah seine Mutter und schaute sehnsüchtig in den kleinen Söhn, der die Straßenzelle widerspiegelte. Kam denn der Briefträger noch immer nicht? Sie wartete ja voller Sehnsucht auf die Feldpost, auf eine Kunde vom Sohn, vom Einzigen . . .

Seit die Frau Baurat Witwe geworden, war er allein ihres Lebens Inhalt. Und auch ihm war keine Menschenseele auf der weiten Welt teurer und heiliger als seine alte Mutter. Bei jeder Rast auf dem Marsch hatte er an sie geschrieben — aus eroberten Festungen hatte er ihr siegesstrahlende Grüße gesandt, vor dem Gesicht — in einem französischen Obstgarten — hatte er eilig ein paar Grußworte auf eine Karte hingeworfen — „vielleicht ist's die letzte, die ich an die alte, geliebte Frau schreibe,“ hatte er dabei gedacht. Und dann nach gewonnener Schlacht — noch hatte alles in ihm gezittert vor hoher seelischer Erregung: „Sieg! Sieg! Mutter — ich bin unverwundet; Mutter, Sorge dich nicht um mich, Dein Gebet hat mich beschützt!“

Er sah im Geist seine Mutter beim Besen dieser Feilen, sah Tränen der Freude über ihre Wangen herabrinnen. Er kannte seine Mutter; sie sagte nicht, wenn sie sich auch grämte. Wenn sie anstatt des einen zehn Söhne besessen hätte — alle hätte sie freudig dahingegeben zu Deutschlands Wehr, und doch zitterte ihr das Herz in bangen Stunden, und jede Feldpostkarte ihres Jungen war ihr eine Erlösung.

Gestern erst hatte Doktor Drevling eine Antwort seiner Mutter auf seinen letzten Feldpostbrief gehabt. Er kannte die lieben Feilen fast auswendig. Ganz so, wie sie sich im mündlichen Verkehr gab, schrieb sie auch — trotz allen Ernstes — mit einem erquickenden Unterton von Frische, ja, mit einem laisen Hauch von Schalkhaftigkeit.

„Von meiner Mutter hab' ich die Frohnatur und die Lust zum Fabulieren,“ pflegte Doktor Drevling oft zu sagen. Er wußte es selber gar nicht, daß er eigentlich ein Dichter war. Dazu lag auch die Tapferkeit und Zähigkeit in der Natur seiner Mutter ihm im Blut — sie war eines Pfarrers Tochter von den frischen Inseln. „Wer ständig das Wattenmeer um sich rauschen hört, fernab von allem lauten Weltgetriebe, der lernt Menschen und Dinge mit anderen Augen anschauen“ — dieser Ausspruch hatte der Sohn oft von der alten Frau vernommen.

Ja, er träumte nun auf dem Marsch so oft — so oft vom grauen Wattenmeer, aber das dann plötzlich die Sonnenblige dahinfließen und alles in Blau und Gold tauchten. Das war ein anderes Blau, als der Himmel hier! Die Sonne Frankreichs brannte, die Straße, auf der das Regiment dahinsog, war in eine Staubwolke gehüllt, und des Doktors Nebenmann, Fritz Steffens, fragte beiläufig: „Soll ich Ihnen mal den Tornister 'n hüschchen abnehmen, Herr Doktor?“

Die wenigsten in der Kompanie wußten, daß der Musikier Kurt Drevling im Frieden Dr. phil und wohlbestallter Gymnasialoberlehrer war.

„Kamerad sollen Sie mich nennen, Steffens!“

„Jawoll, Herr Dok—, Herr Kamerad — also nicht, Sie wollen den Tornister selber weitertragen, ein hüschchen schwer wird er am Ende doch auf die Dauer. Unfeiner, der auf den Hamburger Werften gearbeitet hat, der merkt die doppelte Last so gut wie gar nicht. Es marschierst sich ja soweit ganz vergnügt, Herr Dok— Herr Kamerad, bloß, wenn die Feldpost doch bald wieder käme —“ fügte Steffens seufzend hinzu.

Am nächsten Kashtag des Regiments kam endlich die ersehnte Feldpost, ratterte im Auto heran. Geduldig und so schnell wie möglich war sie den in Eilmärschen dahinziehenden langen Kolonnen nachgereit. Nun hatte sie glücklich ihr Ziel erreicht und ward jubelnd empfangen.

Die sonnverbrannten Gesichter der Soldaten erglänzten, die Mäden vergaßen, daß ihre Füße wundgelaufen waren; die, welche gegen Ende des langen Marschtages der Hunger geplagt hatte, dachten jetzt, wo sie die heißerlebten Nachrichten aus der Heimat in Händen hielten, nicht an Essen und Trinken.

Alle waren mit einem Schlage satt — und frisch und aufs neue marschlustig; denn die Heimat war ihnen plötzlich nahe, ganz nahe gerückt, sie stand mit einemmal mitten unter ihnen — die teure Heimat, ihr Heiligstes, um dessen Ehre sie ihr Blut und ihr Leben freudig in die Schanze schlugen.

Ja, die Heimat lachte ihnen entgegen aus dem Inhalt der vielen, vielen Feldpostpakete, denen man oft den weiten Weg bis hierher mit Pulver und Blei hatte bahnen müssen.

„Du,“ sagt ein Reservist zum anderen, und sein Gesicht, das

vom Staub der Landstraße fast unkenntlich geworden ist tagsüber, erstrahlt bei seinen Worten, „Großmutter schreibt mir, ich hätte den zweiten Jungen bekommen, und meine Frau hat selber einen Gruß an den Hand des Briefes hingemalt. Kriegsjungen können wir brauchen!“

Die Kameraden gratulieren und schütteln dem jungen Vater die Hand. Lauter frohe, helle Mienen ringsherum.

„Wenn ich heimkomme, wird mein kleines Mädelchen schon laufen können,“ sagt ein junger Musikier, „sie soll immer nach meinem Bilde langen, das auf dem Tisch in unserer Wohnstube steht, und soll versuchen, am Tisch hochzuklettern.“

„Und wenn ich heimkomme,“ fällt ein anderer ein, „können meine Braut und ich endlich heiraten. Es langte ja immer nicht dazu, wir haben beide nichts, — sie und ich, und meine reiche Patentante wollte, ich solle mir auch eine Reiche aussuchen. Nun aber, seit der Krieg da ist, soll sie, wie meine Greta mir schreibt, wie umgewandelt sein. Sie hat ihr Testament gemacht und mich zu ihrem Erben eingesetzt. Bei Kriegzeiten muß man an alles denken, hat sie gesagt, und für mich sei ihr jetzt nichts zu schade. Ich soll bloß heil nach Hause kommen, sagt sie, dann will sie uns die Hochzeit einrichten. Ich lade euch alleamt ein, den ganzen Zug!“

Doktor Drevling sah auf einem Erdbügel abseits von den anderen. Er las bewegt den Brief seiner Mutter. Es waren warme, tapfere, gute Worte, wie eine echte deutsche Frau sie in den Zeiten der Not findet. Er betrachtete voller Rührung das Paar selbstgegriffener vollener Extrempfe, das seine Mutter dem Feldpostbrief beigelegt hatte.

„Mir hat sie wieder nichts gebracht, die Feldpost,“ sagte eine Stimme hinter Doktor Drevling. Fritz Steffens stand da, lang, breit. Scharf hoben sich die Umrisse seiner Gestalt gegen den Abendhimmel ab. „Und ich warte doch so sehr, sehr auf eine Bille von daheim — aus Hamburg.“

„Sie haben wohl eine Braut dort, Steffens?“

Der blonde Hamburger lächelte verlegen. „Das nun gerade nicht — so weit waren wir noch nicht; aber sie meinte, als ich ihr Lebenswohl sagte, doch, daß es mal etwas werden könne mit uns zweien, wenn ich wiederkomme. Sie ist solch eine Feine, Scheue, Herr Doktor, solch eine, die man immer auf Händen tragen möchte, der man nie gut genug sein kann.“

„Hat sie Ihnen denn noch kein einziges Mal geschrieben, seit Sie im Felde sind, Steffens?“ fragte Doktor Drevling.

Steffens schüttelte ihm sein Herz aus. Das Mädchen, das er lieb hatte, wohnte bei einer entfernten alten Verwandten von ihm zur Miete. Sie nähte für Geld außer dem Hause. Sie gönnte sich nie etwas, war immer fleißig. Ein paarmal am Sonntag war sie mit ihm spazieren gegangen, oder sie waren die Äster hinuntergefahren bis nach Winterhude. Das war alles. Dann war der Krieg gekommen und der schnelle Abschied. „Schöne Worte habe ich nie machen können, aber sie weiß es, daß ich sie lieb habe; ich habe ihr auch noch extra geschrieben von hier aus — aus Frankreich. Wenn bloß mein Feldpostbrief nicht verloren ist! Ganz genau hab' ich ihr aufgeschrieben, wie meine Adresse im Felde ist. Wenn sie die nun am Ende nicht bekommen hat? Was meinen Sie, Herr Doktor? Warum antwortet sie mir nicht? Ich begreif's nicht! Sie muß doch wissen, wie sehr ich auf ein liebes Wort von ihr warte.“

Doktor Drevling sagte etwas Tröstendes. Der Brief würde ganz bestimmt bald kommen.

„Ach, meinen Sie wirklich, Herr Doktor? Ja, wenn die Hoffnung nicht wär! Mir ist's immer, als stünde mein Herz still, wenn ich die Feldpost ankommen sehe, und dann — ist's wieder nichts.“

„Daben Sie nur Geduld, Steffens, auch Ihnen wird die Feldpost bald etwas bringen.“

„Ich hab' auch von niemand anderem etwas zu erwarten, als von ihr — der kleinen Vene. Meine Eltern sind lang' tot. Ich bin im Waisenhaus groß geworden. Meine Verwandten sind drüben in Amerika. Ich bin allein, Herr Doktor, aber bisher hats mich nie gedrückt, — bloß jetzt, wo ich so sehe, wie die anderen alle sich über ihre Briefe und Karten freuen, und an mich schreibt niemand — niemand —!“

Noch so manches Mal ratterte die Feldpost heran — aber Fritz Steffens ging immer leer aus. Er sagte schon kein Wort mehr darüber. Wenn der Doktor ihm mit einem Scherz oder einem heralichen Zuspruch über seine Enttäuschungen hinüberhelfen wollte, so nickte er nur stumm dazu. Er ließ den Kopf hängen und schaute nicht nach rechts, noch nach links. Wenns aber hieß: „Der Feind!“, dann schauten sich alle Muskeln in ihm, dann vergaß er die Feldpost und die vielen Enttäuschungen, die ihr Kommen ihm bereitet hatte, dann stürzte er vor wie ein Wilder. Und eines Tages, nach einem Waldgefecht, suchte und fand ihn sein Kampfgenosse halb bewußtlos, aus schweren Wunden blutend, im Unterholz, wohin er sich mit letzter Kraft geschleubt hatte.

Dann lag er auf dem Verbandplatz die ganze lange Nacht hindurch. Der Morgen jedoch, der dem Schwerverwundeten in das blaße, schmerzverzerrte Antlitz schaute, war hell und strahlend.

Dicht neben Steffens lag Doktor Drevling. Er hatte einen Schuß durch die linke Hand erhalten, als er seinen Kameraden aus dem Bereich des feindlichen Feuers, das noch immer hin und

wieder den Plan, auf dem sich das kurze, aber heftige Ringen abspielte, bestrichen, geschleift hatte. Nun war der Gegner weit zurückgewichen, und man konnte daran denken, die Verwundeten fortzuschaffen.

Der Oberjabsarzt hatte den Kopf geschüttelt, als er Steffens den ersten Verband angelagte. „hoffnungslos!“ sagte sein ernster Gesichtsausdruck.

Als die Sonne langsam, langsam aus brauenden Nebeln emporstieg, öffnete Steffens seine Augen. Der Mid, mit dem er Doktor Dreving anschaute, war seltsam klar, aber schien wie aus einer anderen Zeit zurückzusehen. „Ist sie da — kommt sie — die Feldpost?“ forschten tonlos seine Lippen.

Doch Doktor Dreving, der sich über den Kameraden beugte, verstand ihn. Er las das Fieber, das Froschen und Fragen in den Augen des Sterbenden. „Sie ist gekommen, Steffens, und ein Brief für Sie ist diesmal mit dabei, Steffens. Ein Brief aus Hamburg. Soll ich Ihnen den mal vorlesen? Können Sie mich hören, Steffens? So, ich bringe mich zu Ihnen —“

Er zog ein Schreiben aus der Brusttasche seines selbtrauen Rockes, der noch die Spuren des blutigen Kampfes an sich trug, und begann mit heller Stimme zu lesen. Vor seinen Augen standen die geliebten, bekannnten Schriftzüge seiner Mutter; er aber las zwischen den Zeilen des Briefes, und ihm war's, als sagte die gütige Stimme der alten Frau nicht an seinem Ohr: „Gut so, mein Sohn, es ist das Beste und Beste, was du für deinen armen Waffenbruder tun kannst!“

Er las Sätze, die ihm wie von selber auf die Lippen kamen, Sätze, die von Hoffnung und Muth, von Sehnsucht, Treubleiben und froher, seliger Wiederkehr sprachen. Er kannte ja so vieles aus den Schilderungen Fritz Steffens, daß es ihm nicht schwer fiel, Bild um Bild hervorzuzaubern, Erinnerungen, die ein seliges Echo in der Brust des Sterbenden hervorriefen.

Fritz Steffens lag da und schaute in die Sonne. Sie blendete ihn nicht mehr, denn er blickte über sie hinaus in eine noch strahlendere Helle. Das Beste, was er auf dieser Welt vernommen hatte, war das, was die Feldpost ihm durch Doktor Dreving gesandt hatte, waren die Worte: „Ich warte auf Dich, lieber Fritz! Wenn Du heimkommst, will ich Deine Frau werden. Ich sehne mich nach Dir und denke an dich immer — immer —“ Mit diesen Worten war Fritz Steffens' heißersehnter Feldpostbrief für ihn zu Ende gewesen.

Doktor Dreving drückte ihm die Augen zu, er sah den Frieden auf den Lippen des Toten, und er sagte sich, daß er recht getan hatte. Langsam faltete er den Brief seiner Mutter zusammen und sprach leise ein Vaterunser.

Ein paar Stunden später war er bereits auf der Heimfahrt nach Deutschland. Seine Wunde war doch nicht so leicht, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte. Wenn er wieder in die Front zurückkehrte, würde ein anderer als Fritz Steffens an seiner Seite schreiten. Er hatte heute noch dabei gestanden, wie sie dem armen Kameraden das Grab schaufelten. —

An der Grenze der Heimat kam dem Transport der Verwundeten die Feldpost entgegen.

„Ob diesmal für Steffens etwas mit dabei ist?“ fragte sich Doktor Dreving, und malte sich dann das liebe, halb erschrodene, halb vor Freude strahlende Gesicht seiner Mutter aus, wenn er ihr sagen würde: „Da bin ich, Mutter; anstatt eines Feldpostbriefes ich selber — pfleg' mich schnell gesund, damit ich wieder bald hinaus kann!“

So heimelig, so lieb ihm auch die Vaterstadt war, wie ein Fremder würde er sich jetzt in ihr vorkommen, solange er sich sagte: „Meine Feldkameraden liegen in den Schützengräben vor dem Feind.“

Armer Fritz Steffens! Ihm hätte er jetzt so gern eine Feldpostkarte geschrieben, damit doch „einer an ihn, dem die Feldpost niemals etwas gebracht hatte, dachte!“

Jene Feldpost aber, der Doktor Dreving begegnet war, hatte wirklich etwas für Fritz Steffens, den Schloffer aus Hamburg, eine kurze Karte nur, in friedlicher Schrift. Auf dieser Karte stand: „Lieber Fritz, ich muß Dir mitteilen, daß meine Mieterin, das Fräulein Vene, vor vier Wochen im Krankenhaus gestorben ist. Es kam ganz schnell. Lungenentzündung, sagte der Doktor. Sie lieb dich noch schön grüßen. Du sollst nicht traurig sein, sagte sie. Ich mußte Deine Adresse nicht, sonst hätte ich früher geschrieben. Aber die Hubschoten erfährt man ja noch immer früh genug. Nimm es Dir nicht zu Herzen, lieber Fritz, und laß es Dir gut gehen im Feldzuge. Das wünscht von Herzen mit besten Grüßen Deine Tante Anna Volkmann.“

P. S. Deinen Feldpostbrief an Fräulein Vene, der nach ihrem Tode hier ankam, hebe ich Dir auf, bis Du wiederkommst.“ —

Die Feldpost rattert weit hinein in Feindesland, sie eilt an einem Soldatengrabe vorüber. Dem stillen Schläfer hier kann sie ja nun nichts mehr bringen — sie fährt hinaus und wieder zurück in heimisches Land und fährt Schicksalschweres mit sich, Frohes und Trübes, Tod und Leben — so, als wäre sie selber das unerbittliche Schicksal, vom Willen des Höchsten über Himmel und Erde geleitet.

### Büchertisch.

— Der zweite Band des „Kriegs-Echo“. Verlag Ullstein & Co., geb. Mt. 2,50. Der soeben erschienene zweite Band des „Kriegs-Echo“ legt ebenso übersichtlich und reichhaltig den ersten fort. „Das Kriegs-Echo“ gibt die Chronik aller Geschehnisse in lebendigen Einzelschilderungen, läßt Abgeschlossenes klar vorüberziehen und ermöglicht so den Ueberblick über die bewegten Kriegsmonate. In freiem Spiegel hält es fest, was im raschen Flug der gewaltigen Zeit nur allzu leicht dem Gedächtnis entschwindet. Was sich auf den Kriegsschauplätzen, in Ost und West, in Nord und Süd, jenseits auf und unter den Meeren ereignet hat, zieht noch einmal in fesselnden Schilderungen vorüber. Aber auch all das Große, was sich im deutschen Vaterlande zugetragen, hat seinen Platz gefunden und reist sich eck in das große Gemälde des Kriegswinters. Weit mehr als hundert Bilder begleiten den Text und als Zeitdokumente sind alle bedeutungsvollen Bekanntmachungen wiedergegeben. Größere und kleinere Karten für die verschiedensten Kriegsschauplätze lassen dank ihrer Genauigkeit alle Kämpfe Schritt für Schritt verfolgen. Neben den besten Gedichten, die der Krieg geschaffen, ist auch den Erscheinungen des Humors, der sich wie alles Deutsche nicht aushungern läßt, ein Raum gegeben. Der Verlag Ullstein & Co. hat in einem „Atlas des Kriegs-Echo“ (25 Bg.) eine Reihe klarer und übersichtlicher Spezialkarten des östlichen und westlichen Kriegsschauplatzes zusammengefügt.

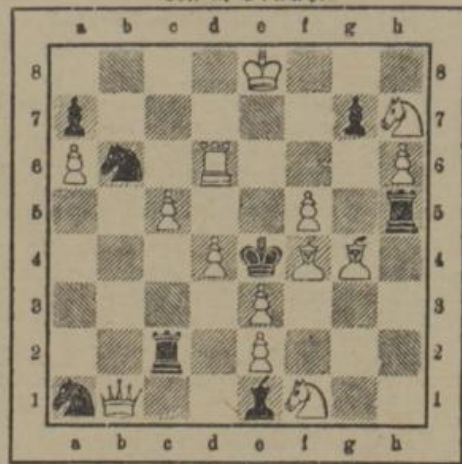
— „Der Vortrupp“, Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit. Herausgegeben von Dr. jur. Hermann M. Bopert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. Preis: Nählich 5 Mark, vierteljährlich 1 Mark 25 Pf.; Einzelnummer 30 Pf. Die Nummer 8 des 4. Jahrganges hat folgenden Inhalt: China, Japan und wir von Gouverneur a. D. Admiral v. Kruppel; Unzeitgemäße Wasservergeudung von R. S.; Der Schatz im Ader; Der Gernone von Wilhelm Müller.

— Im 24. Heft der Kriegszeitschrift „Der Völkerring“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart), bringt der italienische Kriegsberichter Luigi Barzini eigentlich den ganzen Inhalt des mit Heft 23 beginnenden neuen Abschnitts „Die Kämpfe an der Westfront bis Mitte Januar 1918“ auf eine einheitliche Formel. Die Hefte 23 u. 24 behandeln im wesentlichen die Kämpfe in Flandern und Nordfrankreich, denen der große amüliche französische Gesamtbericht über die ersten vier Kriegsmonate und eine eingehende Schilderung des Lebens im Schützengraben vorangestellt sind. Jedem Kapitel sind eine vorzügliche Uebersichtskarte und eine Anzahl interessanter photographischer Aufnahmen beigegeben. Das einzelne Heft kostet 30 Pfennig.

— Auf der Wacht an den Masurenischen Seen, dem Bollwerk des Ostens. Kriegsbilder von der Ostpreussisch-russischen Grenze von Hans Gränitz, Leutnant beim Stabe eines Art.-Regts. im Osten. Mit Karte der Masurenischen Seen. Preis 0,80 Mk. Leipzig, Verlag von Krüger & Co. Es sind lose Blätter aus dem Kriegstagebuch eines Mikämpfers, keine Kriegsgeschichte, sondern Momentphotographien aus dem Schlachtenleben.

### Schach-Aufgabe.

Schwarz.  
Von H. V. Kup.



Weiß.

Weiß zieht mit dem zweiten Zuge Matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versteckrätsels in voriger Nummer:  
Der ist arm, den die Sorge grau macht.